

Sozialistisch behaust

Hochschulbau in der DDR

Peer Pasternack

“Habe ich Ihnen noch nie von meiner Zeit in Leipzig erzählt? Grausig, kann ich Ihnen sagen. Stellen Sie sich die Universität wie unseren Philosophenturm vor, nur fünfmal so hoch. Innen alles schummrig und kafkaesk. Der Fahrstuhl hält nie in dem Stockwerk, das Sie gedrückt haben. Sie irren durch einen Kaninchenbau wie Alice im Wunderland. Merkwürdige Wesen, die Sie stumm anblicken, sausen aus Türen und verschwinden in anderen Türen. Alles scheint nach einer Verabredung zu funktionieren, von der Sie allein ausgeschlossen sind.” (Schwanitz 1998, 108)

1. Sozialistische Architektur: das Ringen um Begriff und Konzept

„Die künstlerisch-ideologische Aufgabe von Städtebau und Architektur im Sozialismus“ bestehe darin, so wurde aus Anlass einer theoretischen Konferenz zum Bauen in der DDR 1960 formuliert, „daß in ihren Werken, ausgehend von der Einheit der Zweckmäßigkeit und der Schönheit in umfassendem Sinne, die Ideen und Vorstellungen der sozialistischen Gesellschaft widergespiegelt werden.“¹

Solche Ziele waren bereits im Frühjahr 1951 gesetzt worden, als die politischen Funktionäre im Ministerium für Aufbau eine Propagandakampagne zum „Kampf um eine neue deutsche Baukunst“ initiiert hatten. Diese stand ganz im Zeichen einer offensiven Auseinandersetzung mit dem westdeutschen Staat und dessen neuem, von der internationalen Moderne inspirierten Baustil. Als zentrales Ziel der

¹ zit. bei Durth et al. (1998, 80).

baukünstlerischen Anstrengungen in der DDR galt eine originäre Architektur für das erste deutsche Gemeinwesen, das sich in sozialistische Richtung zu entwickeln anschickte. Zunächst setzte man – streng ausgerichtet am sowjetischen Vorbild² – auf die großen nationalen Bautraditionen des 19. Jahrhunderts. Schinkelsche Baukunst wurde zum orientierungsgebenden Muster – nicht nur für repräsentative öffentliche Gebäude, sondern auch für den Wohnungsbau. Angesagt war damit eine handwerklich aufwendige Architektur in „schöpferischer Weiterentwicklung des nationalen Bauerbes“, bei der viel Wert auf das architektonisch-künstlerische Detail gelegt wurde. „Monumentale Bauten im Stilkleid des Klassizismus (sollten) von vergangener und kommender Größe einer Baukunst künden, die mit überhistorischer Geltung auch in Deutschland die Glücksversprechen des Sozialismus bestätigen würde.“ (Durth et al. 1998, 41)

Das von Hermann Henselmann, Leiter einer Meisterwerkstatt der Bauakademie und Direktor des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst, 1951 entworfene, unterdessen berühmte ‚Wohnhochhaus an der Weberwiese‘³ wurde für einige Jahre zum anerkannten Maßstab solcher politisch gewünschter Architektur. Normative Vorgabe bis etwa Mitte der fünfziger Jahre war damit für Architekten in der DDR das Bemühen um die Verwirklichung einer sog. Dialektik von sozialem Inhalt und nationaler Form, also die Integration des deutschen Architekturerbes und eines an den ‚Bedürfnissen des Volkes‘ orientierten Bauens. Die Debatten in den folgenden Jahren zeugen davon, dass ein solches, eher allgemein formuliertes Ziel nicht leicht in architektonische Entwürfe zu übersetzen war. Im Mai 1953 bilanzierte das Ministerium für Aufbau, die Bemühungen darum seien „steckengeblieben“, und schlussfolgerte, es müsse weiter darüber nachgedacht werden, was sozialistischer Realismus in der Architektur sei (vgl. Durth et al. 1998, 123).

Zu einem praktisch relevanten Ergebnis kam man bei diesen Überlegungen allerdings nicht: Die Auffassung, wonach sozialistische Architektur nicht nur sozial, sondern auch ihrer ästhetischen Erscheinung nach spezifisch sein, also ein künstlerisch anspruchsvoller, originär *sozialistischer Architekturstil* entwickelt werden müsse – diese Auffassung wurde im April 1955 durch die erste Baukonferenz der DDR faktisch ad acta gelegt. Die neu ausgegebene Losung war, wie zuvor schon, orientiert an der aktuellen sowjetischen Architekturdiskussion – nun aber nach dem Tode Stalins –, doch mehr noch an DDR-eigenen ökonomischen Zwängen. Jetzt hieß es: „Besser, schneller und billiger bauen!“ Die damit verbundene ästhetische Wende war vor allem einem Umstand geschuldet: ein Bauen im Stile aufwendig gestalteter Monumentalarchitektur ließ sich als durchgängige städtebauliche Praxis

² Vgl. zum Hintergrund Schätzke (1991) und Nicolaus et al. (1997).

³ Vgl. ausführlicher Düwel (1995a).

für die DDR ökonomisch nicht realisieren. Jetzt ging es um Typisierung, um eine Wende zur „radikalen Standardisierung“.

Das alte Konzept, das auf „Schönheit, Monumentalität, Bequemlichkeit und Tradition“ insistierte, wurde damit aufgegeben. Nun galt ein Konzept moderner Architektur, die rationalen Kriterien der Verbindung von ökonomisch-technologischen Möglichkeiten und sozialen Funktionen verpflichtet sein sollte. Es ging nicht mehr vordergründig um „sozialistische deutsche Baukunst“. Das neue Ziel bestand vielmehr darin, das DDR-Bauwesen an das „Weltniveau“ heranzuführen: Gemeint war damit vor allem schnelles, solides Bauen in ansprechender Ästhetik (Durth et al. 1998, 79). So indirekt wie deutlich wurde damit wohl auch erstmals die Vergeblichkeit einer Suche eingestanden, an der sich am Ende vier Künstler-, Architekten- und Architekturtheoretikergenerationen „entweder apologetisch oder im Ringen um den Versuch, mit Kunst gesellschaftsverändernd zu wirken“, beteiligt hatten: der Suche nach einem spezifisch deutsch-sozialistischen Architekturstil (Guth 1995, 8).

„Die in den 50er Jahren in sozialistischen Ländern – auch in der DDR – vertretene Auffassung, wonach die sozialistische Entwicklung der Architektur nicht nur sozial, sondern auch phänomenal zu einer spezifischen ‘sozialistischen Architektur’, zu einem ‘sozialistischen Architekturstil’ führen können⁴, haben⁵ sich theoretisch als falsch und praktisch als unbrauchbar erwiesen“, wurde denn auch 1987 im Rahmen eines repräsentativen Kunstlexikons der DDR bilanziert. “Das primäre Kriterium einer dem Sozialismus – als erster Stufe des Kommunismus – adäquaten Architektur ist nicht ihre zum Stil gewordene Form“, hieß es jetzt. Vielmehr hänge der soziale Wert von Architektur von der Wertung ihrer Eigenschaften im sozialen Gebrauch der Menschen ab.⁶

2. DDR-Hochschulbauten als sozialistische Architektur?

Die architekturpolitischen Debatten spiegelten sich auch im DDR-Hochschulbau. Die Behausungen der Hochschulen waren und sind nie nur funktionsgebundene Unterbringungsorte, hier für Forschung und Lehre. Sie sind als architektonische Objekte zugleich Zeichen: Repräsentationsobjekte ihrer Betreiber. Gilt dies für

⁴ lies: kann

⁵ lies: hat

⁶ Lexikon der Kunst, Architektur ..., Stichwort “Architektur”, in: Bd. 1, Leipzig 1987, S. 243/244. – Als neuere Literatur, die zur DDR-Architektur und -Stadtplanung übergreifende Bilanzierungen versucht, liegt vor: Hoscislawski (1991), Düwel (1995), Durth et al. (1998), Flierl (1998), Barth (1998) und Palutzki (2000).

öffentliche Gebäude generell,⁷ so tritt in der Hochschularchitektur doch eines noch hinzu: Als Orte der Bewahrung überkommenen Wissens, der darauf gründenden Wissenschaftsentwicklung wie der Wissensvermittlung an junge Menschen gelten die Hochschulen als Innovationsagenturen der Gesellschaften schlechthin. In dem Zusammengehen von Traditionsbindung, intendierter resp. faktischer Elitenproduktion, Infragestellung als systematischem Denkansatz und Zukunftsoffenheit ergeben sich widersprüchliche Anforderungen. Diese sollen in der baulichen Form symbolischen Ausdruck finden. Bauen erfordert also auch hier immer den Kompromiss zwischen Symbolik, Funktionalität und Ästhetik.

2.1. *Periodisierung*

Bereits in den 50er Jahren war eine Fülle von Hoch- und Fachschulneubauten oder -wiederaufbauten entstanden. Nach Rothe (1985, 51-53) lassen sich für diese Zeit schon zwei Perioden der DDR-Hochschulbauplanung unterscheiden: 1945-1955 standen Planungen für den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Hochschulkomplexe und -bauten im Mittelpunkt; zugleich begannen 1950 Planungen für den Neubau Technischer Hochschulen sowie für die Erweiterung und Verlagerung von Hochschulkomplexen, die dann bis 1965 das Hochschulbaugeschehen bestimmten. Die 50er Jahre hatten in der DDR folgende Neu- und Wiederaufbauten erbracht:

- die Hochschule für Planökonomie in Berlin-Karlshorst;
- der Schwerpunkt „Hochschulstadt Dresden“ mit Neubauten für die Hochschulen für Verkehr und Eisenbahnwesen, TU-Institute für Thermodynamik, Maschinenbau, Schwachstromtechnik und Strömungsmaschinen, die Fakultät für Pädagogik und Kulturwissenschaften, die Palucca-Schule, die Institute für Landtechnik, für Textilchemie und für Fördertechnik, die Medizinische Akademie, die Institute für Arbeitsökonomie und für Maschinenbau, die Fachschule für Gartenbau in Pillnitz, die Arbeiter- und Bauernfakultät mit Wohnheimen und Mensen; in Bautzen die Ingenieurschule für Fördertechnik;
- in der Universitätsstadt Leipzig der Neubau des Campus der Hochschule für Körperkultur (DHfK), das Institut für Sportmedizin, das Zentralinstitut für

⁷ Zur Geschichte der DDR-Architektur öffentlicher Gebäude und Gebäudeensembles können vergleichend folgende neueren Veröffentlichungen herangezogen werden: Topfstedt (1993); Köhler (1993); Ruben/Wagner (1994); Henselmann (1995); Guth (1995); Hartung (1996); Engel/Ribbe (1996); Hain (1996); Hain/Stroux (1996); Leinauer (1996); Nicolas/Obeth (1997); Peters (1997). – Für zahlreiche weitere Publikationen zu DDR-Architektur und -Stadtplanung, insbesondere zum an dieser Stelle weniger interessierenden Wohnungsbau, sei auf die Bibliographie „Auswahl deutschsprachiger Veröffentlichungen zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR ab 1989“ (bis 1996) verwiesen, in IRS (1997, 129-139).

- Isotopen- und Strahlenforschung, das Physiologische, Pharmakologische, Anatomische, Chemische und das Physikalische Institut;
- in Schwerin das Institut für Lehrerbildung Paulshöhe und das Institut für sozialistische Landwirtschaft;
 - in Ilmenau die Hochschule für Elektrotechnik;
 - an den Universitäten Rostock und Greifswald eine Schiffsbau technische Fakultät, das Großkulturchemische Institut, das Hygieneinstitut, Institute für Mineralogie, Geologie, Pharmazie, Agrobiologie, Geographie, Mikrobiologie und Organische Chemie;
 - sodann zahlreiche Lehrerbildungsinstitute im ganzen Land, darunter der Komplex in Erfurt, Neubauten in Halle-Kröllwitz, Siebenlehn bei Meißen und die Pädagogische Hochschule in Güstrow;
 - die Akademiestadt Freiberg als Zentrum der Montanwissenschaften mit Neubauten für das Chemische Institut, die Institute für Berg- und Hüttenkunde und für Erzaufarbeitung sowie Studentenwohnheimen;
 - des weiteren die Hochschule für Maschinenbau Chemnitz und das dortige Institut für Physik, die Bauingenieurschule Cottbus, die Fachschule für Landtechnik in Nordhausen und die Finanzfachschule in Gotha;
 - der Ausbau des Universitäts- und Akademiestandortes Jena mit den Instituten für Chemie, Geologie, Physik sowie für Physiologische Chemie und Pharmakologie, die Akademieinstitute für Mikrobiologie und experimentelle Therapie, für Bodendynamik und Erdbebenforschung sowie für magnetische Werkstoffe;
 - schließlich die Technische Hochschule für Chemie Leuna-Merseburg.⁸

Erkennbar ist, dass dieses Bauen strukturpolitischen Schwerpunktsetzungen folgte: insbesondere die Fachrichtungen Wirtschaft und Ingenieurwesen wurden favorisiert. Das kann kaum verwundern: Den Kommunisten war nach der Aufteilung Deutschlands mit dem Ostteil ein allein nicht existenzfähiger Wirtschaftsraum zu gefallen. In diesen mussten ganze Industrien, Verkehrsstrukturen und produktionsorientierte Dienstleistungsstandorte eingepflanzt werden. An der Abfolge und regionalen Verteilung der innerhalb eines einzigen Jahrzehnts neu geschaffenen und nach Kriegszerstörungen wieder aufgebauten Hoch- und Fachschuleinrichtungen lässt sich die wirtschaftliche Schwerpunktbildung erkennen.

Zugleich sollte aber auch eine schon äußerlich entzifferbare Botschaft von „sozialistischem Forschen, Lehren und Lernen“ erkennbar werden. Doch war die Forderung nach einem originär sozialistischen Hochschulbau auf der Ebene der symbolischen Formensprache der Bauwerke nicht so leicht umsetzbar. In den frühen fünfziger Jahren griff man daher anfangs auch im Hochschulbau – in Ermangelung

⁸ Der Verf. dankt Simone Hain, Berlin, die diese Zusammenstellung zur Verfügung gestellt hat.

eines eigenen, innovativen Formenkonzepts – auf die nationalen Bautraditionen zurück. Ebenso wie in anderen städtebaulichen Sektoren sollte im Hochschulbau ein monumentaler Baustil in klassischer Manier zweierlei leisten: sowohl an das humanistische Erbe anknüpfen, als auch ein „nationales Selbstbewusstsein“ des neuen Gemeinwesens und seiner heranzubildenden intellektuellen Elite ausdrücken. Als Beispiel für solche Versuche lässt sich die Leipziger Hochschule für Körperkultur (DHfK) nennen: Sie zählte zu den sogenannten „Leitbauten“, mit denen der neue, sozialistisch-realistische Architekturstil gleichsam archetypisch vorgeführt werden sollte.⁹

Simone Hain sieht in den architektonischen Zeugnissen dieser Phase zunächst, „neben einer Gruppe, die eindeutig der Heimatschutz-Stilistik und konventionellen Grundrisschemen verpflichtet war, das ganze Dilemma der ästhetischen Doktrinierung der ersten Hälfte der fünfziger Jahre“:

„Während man in dieser Zeit selten souveräne und entwerferisch freie Lösungen findet, überwiegt bei funktionaler, also durchaus moderner Grundrißdisposition im Aufriß und in der Baukörpergestaltung eine gewollt solide und letztlich banale Stofflichkeit, die man wohl am treffendsten als ‘verleidete Moderne’ bezeichnen könnte. Noch erkennt man die großartige Geste und den sehnsüchtigen Wunsch nach einem gestalterischen Höhenflug, doch ist statt Spannung Beruhigung, statt Kontrast Gleichschaltung, statt Spiel Disziplinierung eingetreten. Aus diesem Befund treten lediglich einige zentral mit besonderer Aufmerksamkeit bedachte Vorhaben heraus, die – wie die Hochschule für Körperkultur oder die Hochschule für Planökonomie – stilistische Highlights der Periode der ‘nationalen Traditionen’ darstellen. Erst nach 1956 und hier zuerst in Dresden (Institut für Arbeitsökonomie) wandelt sich die Anmutungsqualität der Hochschulbauten hin zu einem teilweise ausgesucht noblen modernen Rationalismus.“ (Hain 1997, 5)

1965 begann eine neue, dritte Planungsperiode, die neben – wie zuvor schon – Erweiterungen und Verlagerungen von Hochschulkomplexen dem Neubau von Universitätskomplexen gewidmet war (Rothe 1985, 52). Ähnlich wie in Westdeutschland wurde die Neusetzung der Schwerpunkte dadurch ausgelöst, dass die Politik die schnelle Erhöhung der hochschulischen Ausbildungskapazitäten forderte. Zugleich wurde 1965 in Dresden eine „Forschungs- und Entwicklungsstelle für Technologie der Hoch- und Fachschulbauten“ gegründet – während in der Bundesrepublik 1963 auf Beschluss der Kultusministerkonferenz das „Zentralarchiv für Hochschulbau“ in Stuttgart mit forschungs koordinierenden Funktionen gebildet worden war. Aus der Dresdner Einrichtung entstand 1970 das „Institut für Hoch- und Fachschulbau“, das bis zu seiner Abwicklung am 31.12.1990 die wichtigste Instanz für

⁹ zum DDR-Hochschulbau der 50er Jahre vgl. ausführlich Hartung (1999).

Hochschulbauforschung und -projektierung in der DDR war.¹⁰ Zu der 1965 begonnenen Planungsperiode schätzt der Institutshistoriograph rückblickend ein, dass der „Umfang der Forderungsprogramme einschließlich der Forderung nach einprägsamen architektonischen Großformen ... unter Mißachtung des kulturhistorischen Bestandes zu Gesamtplanungen“ führte, „die in den meisten Fällen – mit Ausnahme der Universitätskomplexe Leipzig und Jena – die gegebenen Realisierungsmöglichkeiten überstiegen.“ (Rücker 1999, 75)

Auch architektonisch kam es, ebenso wie in Westdeutschland, zu unterschiedlich bewerteten Lösungen. Die Unwirtlichkeit der Betonbauten suchte man, wo der zur Verfügung stehende Platz es ermöglichte, durch räumliche Freizügigkeit auszugleichen. Dennoch kam es auch in der DDR zu Wirkungen, wie sie für Komplexe beschrieben sind, die zu gleicher Zeit in der Bundesrepublik entstanden waren:

„So symbolisiert die massierte Anordnung von standardisierten Großbauten beispielsweise in Bochum sowohl das bildungspolitische Konzept der Massenuniversität als auch die architektonische Vorstellung, daß der Vielfalt universitärer Nutzungsvorgänge am besten mit völlig gleichartigen Standardgebäuden zu entsprechen sei, die durch technische Vorkehrungen im Innern beliebige Veränderungen zulassen. [...] Es blieb auch unberücksichtigt, daß die Eintönigkeit der nun die Universität repräsentierenden Standardgebäude in vielen Fällen Assoziationen hervorruft, die mit dem Begriff ‚Lernfabrik‘ gekennzeichnet sind. ...“ (Rath 1983, 285)

Werde die Ausstrahlung solcher Komplexe von den Hochschulangehörigen „nicht selten als monoton und steril empfunden“, so habe es aber immerhin auch einige Neugründungen – wie Konstanz oder Bielefeld – gegeben, deren bauliche Gestaltung die „beiden Universitäten zugrunde liegende Idee von der Verflechtung der Disziplinen und der integrierenden Rolle der Universitätsbibliothek“ abbildet (ebd., 285f.).

Ab 1972 folgte dann in der DDR nach Rothe (1985, 52) die vierte Periode der Hochschulbauplanung. Die Konzentration lag jetzt auf Planungen für die komplexe Rekonstruktion von Hochschulen. Politisch wurde auf die „intensiv erweiterte Reproduktion der Grundfonds“ orientiert. Sanierung, Umbau und Modernisierung des

¹⁰ Einen geschichtlichen Überblick zur Tätigkeit des Gesamtinstituts liefert Rücker (1999); Korneli/Gläser (1999) ergänzen dies durch einen Überblick für den am Institut existierenden Bereich „Medizinischer Hochschulbau“, der ca. 25% der personellen Kapazität des Instituts in Anspruch nahm. Neben dem Dresdner Institut gab es vier Projektierungsbüros für das Hoch- und Fachschulwesen: an der TU Dresden das sogenannte TU-Projekt (unabhängig von dem Institut, wenngleich nicht ohne Kooperationsverbindungen; vgl. zu den Bauten von TU-Projekt: TU Dresden 1988), an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, der Hochschule für Bauwesen (später TH) Leipzig und an der Ingenieurhochschule Wismar.

Bestehenden rückte in den Vordergrund (Rücker 1999, 75). Eindrucksvolles Beispiel dafür war die Berliner Charité (vgl. Korneli/Dellas 1999). Zugleich wirkte sich die beginnende wirtschaftlichen Agonie der DDR aus: „Die im Laufe der Jahre, besonders ab 1978, ständig mehr eingeschränkten Realisierungsmöglichkeiten führten zu einer immer stärkeren Konzentration auf die bloße Instandhaltung, ohne dabei den Verschleiß der überalterten Bausubstanz aufhalten zu können.“ (Korneli/Gläser 1999, 94)

2.2. Hochschulbau und Sozialgeschichte

„Die DDR ist ein einziges riesiges Fortbildungsinstitut“, bemerkte der Chefredakteur der *Zeit*, Theo Sommer, als er 1986 mit großem Stab die DDR bereiste (Sommer 1986, 11). Die DDR war aber auch eine riesige Baustelle (ebd.). Welche Zusammenhänge gab es zwischen diesen beiden Umständen?

Verbunden waren mit den Hochschulbau-Projekten immer auch weitergehende städtebauliche Projekte: Wohnmöglichkeiten, teils ganze Wohngebiete für Lehrkräfte, Studenten und Absolventen. Damit gelangen diejenigen in den Blick, welche die neuen Bauten bevölkerten. Die Expansion des Hoch- und Fachschulwesens in der DDR hatte die Grundlage geschaffen für einen massenhaften sozialen Aufstieg aus den zuvor von höherer Bildung weitgehend ausgeschlossenen Schichten. Sich qualifizieren – so die Grunderfahrung vieler DDR-Bürger, vor allem solcher aus der ersten Aufbaugeneration – bringt persönliche Aufstiegschancen mit sich. Dem zugrundeliegenden politischen Willen entsprach es, dass dieses Massenerlebnis mit der weniger erfreulichen Erfahrung sozialer Auslese beim Hochschulzugang verbunden war. Als Theo Sommer 1986 die DDR als Fortbildungsinstitut identifizierte, stammten 77 Prozent der Studierenden aus Elternhäusern, in denen der Vater einen niedrigeren Bildungsstatus hatte als sein studierendes Kind. Und diejenigen, die den Aufstieg schon hinter sich hatten, unterschieden sich, so Sommer, von westdeutschen Politikern und Spitzenbeamten vor allem dadurch, dass sie viel stärker wie Technokraten redeten:

„Jeder Parteifunktionär ein Wohnungsbauexperte, jeder Ratsvorsitzende ein Rationalisierungsfachmann. Nicht mehr die stalinistischen Sozialingenieure sind am Schalthebel, die den alten Adam in der Fabrik des neuen Menschen umkrepeln wollen, sondern die Diplomingenieure.“ (Sommer 1986, 12)

Waren die DDR-Hochschulbauten nun dementsprechend steingewordene Variationen über das Thema ‚Arbeiterklasse und Intelligenz‘? Symbole der als Produktivkraft definierten Wissenschaft? Fanden sich in ihnen Spuren einer Erkennbarkeit als originär sozialistische Bauwerke?

„In der Form national, im Inhalt demokratisch!“: Um die Einlösung dieser in den frühen fünfziger Jahren erhobenen Forderung der politischen Führung und der damals führenden Architekten an das DDR-Bauwesen hat man sich auch im Hochschulbau durchaus bemüht¹¹ – wobei ‚demokratisch‘ selbstredend nicht im Sinne des politischen Liberalismus gemeint war, sondern die gesellschaftliche Aneignung gesellschaftlich erzeugten Reichtums meinte. Auf der inhaltlichen Ebene war eine solche Option unter den Bedingungen einer staatlich gesicherten kulturellen Hegemonie politischer Eliten, die dem Marxismus-Leninismus als ideologischer Basistheorie anhängen, auch relativ problemlos umsetzbar: Hochschulen waren in der DDR von Beginn an definiert als Stätten *sozialistischer* Bildung und Erziehung. Das bedeutete nicht nur, in der Ausbildung der Studierenden auf strikte weltanschaulich-theoretische Orientierung an der Staatsdoktrin des Marxismus-Leninismus zu achten. Bezogen auf die Rekonstruktion vorhandener und die Konzipierung neuer Hochschulbauten bedeutete diese Zielstellung auch, räumlich und ästhetisch die neuen, als sozialistisch intendierten Bildungsvorstellungen, also das *kollektive* Lehren, Forschen, Lernen und Leben, zu präferieren.

2.3. Bildzeichen-Architektur

Mitte der 60er Jahre war das Programm zur radikalen Standardisierung wieder weitgehend aufgegeben worden. Jetzt sollte die Monotonie bekämpft werden. 1967 kritisierte Walter Ulbricht das Übermaß an Provinzialismus in der Architektur und verwies auf die Chance, welche die noch vorhandenen Leerflächen in den Städten böten:

„Das Ministerium für Bauwesen und die Bauakademie hätten sich bisher auf die technologischen Probleme konzentriert. Das sei auch richtig und weiterhin notwendig. Jetzt aber müsse die sozialistische, DDR-typische Architektur forciert und systematisch entwickelt werden. Die Westdeutschen hätten ihre Städte zugebaut und verbaut. Sie können uns nicht mehr einholen. Wir besäßen die Chance, es besser zu machen und die Überlegenheit des Sozialismus auf diesem Gebiet weithin sichtbar werden zu lassen.“¹²

Nun kamen Gedanken zum Zuge, welche die Kulturfunktion von Architektur unterstrichen. Die Zusammenarbeit von Architekten und Künstlern sollte gefördert werden. Verbunden wurde dies mit Anregungen aus neueren Theorieentwicklungen:

¹¹ Siehe dazu Hartung (1999); vgl. auch – und zwar zur TH Dresden – Nowak/Lienert (1997).

¹² Information über die Beratung des Genossen Walter Ulbricht zu Problemen der Entwicklung von Architektur und Städtebau in der DDR am 8.12.1967. Niederschrift vom 11.12.1967 aus der Abteilung Bauwesen des ZK der SED, zit. bei Palutzki (2000, 221).

„Die Informationstheorie belehrt uns darüber, daß bestimmte Bauwerke in den Zentren der Städte als einmalige Zeichen Informationen liefern, die für das Erlebnis nicht nur außerordentlich wichtig sind, sondern auch durch ihre Identität mit der gesamten Erlebniswelt der Bürger der Stadt eine ganz entscheidende Bedeutung haben.“ (Deutsche Bauakademie 1968, 19)

So entstand die „Architektur der Bildzeichen“, die auch für den Hochschulbau Bedeutung entfalten sollte. Hervorzuheben waren nun mittels architektonischer Lösungen zentrale Funktionen der jeweiligen Städte: Rostock als Stadt des Schiffbaus und der Seeschifffahrt, Jena als die Stadt der Zeiss-Werke und der Universität, Halle als „Stadt der Chemie und einer Universität“, Magdeburg als „Stadt des Maschinenbaus und einer Hochschule“, Leipzig als Stadt mit internationaler Messe, Buchherstellung und Universität (ebd., 17). Städtebauliche Dominanten sollten auf diese Funktionen verweisen.

Konzeptionell und mit entsprechenden Bauentwürfen maßgeblich beteiligt war Hermann Henselmann. Nicht um architektonische ‚Bilder‘ – „in der Form architektonischer Gegenstände, deren Bedeutung bekannt ist“ – ging es ihm, sondern um „architektonische ‚Bildzeichen‘ in der Form außerarchitektonischer, noch nicht als Architektur gewohnter Gegenstände, deren ikonische Bedeutung allerdings bekannt ist und die nun, indem sie zur Bedeutungsübertragung in der Architektur herangezogen werden, eine symbolische Funktion erhalten“ (Flierl 1968, 46).

Drei Projekte dieser Art, die Plastik und Architektur zusammenführen sollten, hat Henselmann zum DDR-Hochschulbau beigetragen, zwei wurden realisiert.

Für Leipzig entwarf er als Bestandteil des neuen Universitätszentralkomplexes am Karl-Marx-(Augustus-)Platz ein 1973 fertiggestelltes Hochhaus, dreiseitig konvav geformt, 140 Meter hoch: „eine eindrucksvolle architektonische Geste“ (Topfstedt 1999, 171):

„Im Sinne der damals grassierenden Bildzeichen-Architektur sollte das Hochhaus als ‚aufgeschlagenes Buch‘ und mithin als bauliche Metapher für ‚Wissenschaft‘ verstanden werden. Eine zusätzliche semantische Aufladung im Sinne einer allgemeinen Siegesymbolik erfuhr der Turm durch seinen 20 Meter hohen, als Stahlfachwerkonstruktion ausgeführten Aufsatz in Gestalt einer kühn aufgipfelnden ‚Fahne‘.“ (Ebd.)

Für Jena entwarf Henselmann gleichfalls einen Turm, der ursprünglich zwar als Forschungsgebäude für Carl Zeiss Jena projektiert, dann aber, 1972, zum Universitätshochhaus umgewidmet worden war.¹³ Der runde Baukörper erinnert an die

¹³ „im Dezember 1970, als Ulbrichts Wirtschaftspolitik parteiintern kritisiert und auf der 14. Tagung des ZK der SED angekündigt worden war, bestimmte städtebauliche Projekte müsse man später verwirklichen, versuchte das hochverschuldete Zeiss-Werk, den in Bau befindlichen Turm loszuwerden. Da die Universität ebenfalls dringend neue Flächen benötigte, wurde ihr das Hochhaus ab Januar 1971 aufgedrängt“ (Sänger 2000, 190).

Bergfriede der umgebenden Burgruinen, die anfangs gar linsenförmig geplanten Fenster sollten auf die Produktion des VEB Carl Zeiss hinweisen (Sänger 2000, 188), und alsbald wurde der Turm als Fernrohr gedeutet, womit der symbolische Bezug zum Zeiss-Werk wieder hergestellt war. „Wie andere seiner Bauten ist dieser für den Standort überdimensionierte Komplex ein soziales Formgefüge, das keine Rücksicht auf die alten Strukturen nimmt.“ (Ebd.)

Ein dritter bildzeichnerischer Hochschulbau-Entwurf Henselmanns kam nicht zur Ausführung: die Ende der 60er Jahre geplante Hochschule für Landwirtschaft in Neubrandenburg:

„Mit sicherem Gespür für den *genius loci* der Stadt wählte Henselmann ... die mittelalterliche Stadtmauer und ihre Tore als Vorbild für die neue Hochschule. Mit dieser Stadtbildrezeption stand er ganz in der Tradition der Romantik. [...] Henselmann komponierte sein Ensemble als 115 Meter hoch aufragendes ‚Tor‘ mit anschließender ‚Stadtmauer‘, einer langen Scheibe, die einen leichten Bogen beschreibt. [...] Das dringende Bedürfnis nach einem markanten Turm als obligatorischer ‚Stadtkrone‘ konnte durch Rückgriff auf ein Tor befriedigt werden.“ (Wiesemann 1999, 133f.)¹⁴

Zu unterscheiden ist für die beiden realisierten Türme in Leipzig und Jena zweierlei: die Radikalität des architektonischen Entwurfs und die Funktionalität des Bauwerks. Die architekturhistorische Einordnung kommt zu folgendem Ergebnis – hier formuliert im Blick auf das Jenenser Gebäude –: „Es bleibt ein Bergfried, eine an der mittelalterlichen Architektursymbolik orientierte ‚Trutzburg der Wissenschaft‘, die für DDR-Verhältnisse einem Prunkbau gleichkommt.“ Es repräsentiere die Avantgarde der späten sechziger Jahre und „zählt ebenso wie das etwa gleichaltrige BMW-Hochhaus in München zum International Style“.¹⁵

Kritischer fällt die funktionelle Bewertung aus. Das im Grundriss dreiecksförmige Leipziger Universitätshochhaus zeichnete sich infolge nach innen gewölbter Außenwände durch maximalen Grundstücksverbrauch bei minimalem Raumgewinn aus. Der Anteil der Hauptnutzfläche an der Nettogeschossfläche lag mit 45% deutlich unter dem in Bürogebäuden üblichen Wert von 70% Hauptnutzfläche zu 30% Verkehrs-, Nebennutz- und Funktionsfläche. Die Etagenarchitektur war kommunikationsfeindlich – zumal im Zusammenhang mit der konsequenten Trennung von den Hörsälen und Seminarräumen, die in anderen Gebäuden des Komplexes separiert wurden. Hinzu traten Probleme durch eine permanent überforderte Kli-

¹⁴ Dort auch Abbildungen des zuvor – gegen Henselmanns Gewohnheit – noch nicht publizierten Entwurfs.

¹⁵ Nachforschungen über ein Herrschaftssymbol. Kunsthistorische Annäherung an den „Turm von Jena“, in: *Uni-Journal Jena* 1/1999, S. 14f.; vgl. ausführlicher Diers et al. (1999).

maanlage bei hier zudem nicht öffnungsfähigen Fenstern. Diese Nachteile des Hochhauses hatten ihm beizeiten ein schlechtes Image bei seinen Insassen verschafft. Für den Turm in Jena wird ähnliches berichtet (Sänger 2000, 180). Unter den Prämissen kühner architektonischer Lösungen trat „der eigentliche Ausgangspunkt für den Hochschulbau, nämlich hochrationelle Lösungen für Lehre und Forschung zu schaffen, ... etwas in den Hintergrund“ – wie es der verantwortliche Abteilungsleiter im DDR-Hochschulministerium formuliert (Hicke 1999, 66). Und Thomas Topfstedt, nicht nur Leipziger Architekturhistoriker, sondern auch mit 20-jähriger Uni-Turm-Nutzererfahrung versehen, weiß zu berichten:

„Weniger gut stand es freilich von Anfang an um die Gebrauchseigenschaften des Turmes. Nach Henselmans ersten Vorstellungen sollte er fensterlos ausgeführt werden und übereinandergestapelte Hörsäle enthalten, was gewaltige Verkehrsflächen und eine Vielzahl von Nottreppenhäusern und Fahrstühlen erfordert hätte. Dieses funktionell absurde Konzept wurde mit baupolizeilichen und finanziellen Argumenten rasch zu Fall gebracht, doch erwies sich auch die schließlich verwirklichte Nutzung des Turmes als folgenschwere, weil den genuinen Abläufen des universitären Betriebes zuwiderlaufende Fehlentscheidung: in das Hochhaus zogen die zu verschiedenen Sektionen zusammengefaßten Fachbereiche ... und die Sektionsleitungen ein, wodurch die Lehrenden definitiv von den Studierenden getrennt wurden. Die Hochschullehrer und die wissenschaftlichen Mitarbeiter saßen räumlich beengt und mit einem völlig unzulänglichen Arbeitsinstrumentarium im Turm; die Studierenden aber hatten nach Auflösung der alten Institutsstrukturen und der dazugehörigen, einst wohlausgestatteten Institutsbibliotheken überhaupt keine richtige Heimstatt mehr. Die unausbleibliche Folge war, daß jegliche spontane Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden und damit die auf einer unmittelbaren räumlichen Nachbarschaft von Forschung und Lehre, von Bibliothek, Seminarraum und Hörsaal beruhende herkömmliche Form der akademischen Ausbildung wenn nicht völlig unterbunden, so doch ungeheuer erschwert wurde. [...] Hermann Henselmans vielgepriesener, durch seine kühne Form zweifelsohne bestechender ‚Turm der Wissenschaft‘ wurde für alle, die gezwungen waren, dort ständig zu arbeiten, zu einer Dauerbelastung.“ (Topfstedt 1999, 171)

Henselmann hatte auch noch ein weiteres bildzeichenhaftes Haus der Wissenschaften, Kultur und Bildung für Rostock in Form eines Schiffsbugs entworfen (vgl. Schäche 1995, 159), doch war dieser Form von repräsentativen Funktionsbauten keine längere Konjunktur gegönnt. Mit der Bildzeichenarchitektur, so das DDR-Standardwerk „Kunst der DDR“ 1983, „wurden Abbildfunktionen der bildenden Kunst recht äußerlich auf die Architektur übertragen, ohne der notwendigen inneren Einheit eines Bauwerkes von Erscheinungsbild, Funktion, Konstruktion und Ökonomie zu entsprechen. Dieser Weg wurde deshalb nicht fortgesetzt“ (Kuhirt 1983, 126).

2.4. Campus-Anlagen

Der staatgewordene Sozialismus war ein kollektivistisches Projekt. Das spiegelte sich auch in den Hochschulbauten der DDR. Abgesehen von einigen vorrangig semiotischen Manifestationen wie dem Leipziger Universitätsturm (Topfstedt 1999) lässt sich über die meisten in der DDR realisierten Hochschulkomplexe sagen, dass sie baulich sozialintegrativ angelegt waren. Das verband sich mit der Intention, einen ablauffeffizienten Hochschulbetrieb zu ermöglichen. Kurze Wege durch Konzentration und Kombination von Funktionen, also das Neben- und Ineinander von Institutsräumlichkeiten, Laboren und Ateliers, Vorlesungssälen und Seminarräumen, Bibliotheken sowie Mensen, schließlich die Vermittlung von Studium und Freizeit durch Einbeziehung von Studentenklubs, Wohnheimen und Sportstätten: dies kennzeichnete die Campus-Projekte wie etwa die Hochschule für Elektrotechnik (dann TH) Ilmenau, den Ausbau der PH Güstrow, die TH-Anlagen in Merseburg und Zwickau oder das Bildungszentrum in Cottbus, ebenso auch kleinere Anlagen, die campusähnlich für einzelne Hochschulteile, insbesondere die Naturwissenschaften, gebaut worden waren.

Die bauliche Zusammenführung der diversen Funktionsbereiche bediente unterschiedliche Wünsche. Die Funktionsverdichtung an einem Ort sollte der Vereinzelung des studierenden, lehrenden und forschenden Individuums entgegenwirken und das kollektive Arbeiten – heute spräche man von *Teamwork* – befördern. Hier stand einerseits die Erwartung Pate, intersubjektiver Austausch rege kreative Prozesse an. Andererseits korrespondierte es mit der prinzipiell individualismuskritischen Gesellschaftsdoktrin; diese Doktrin konnte auch von bildungstheoretischen Auffassungen über die Notwendigkeit der Förderung individuellen Schöpfertums, wie sie seit den siebziger Jahren von einer wachsenden Zahl von DDR-Wissenschaftlern (und in deren Gefolge auch einigen Funktionären) vertreten wurde, nicht entscheidend aufgebrochen werden. Daneben folgte die Funktionsverdichtung in den DDR-Hochschulbauten der Idee effizienter Ablauforganisation, die sich aus dem Anspruch speiste, gesellschaftliche Ressourcen durch Nutzungsintensivierung optimal auszuschöpfen. Schließlich sollte insbesondere über die Verklammerung von Studien- und Freizeitbereich auch ein hohes Maß an sozialer Kontrolle ermöglicht werden.

Eines der frühen DDR-Campusprojekte war die Hochschule für Elektrotechnik (dann Technische Hochschule, heute TU) Ilmenau. Am Nordhang des Thüringer Waldes gelegen, leistete man sich dort eine ausgesprochen geringe Bebauungsdichte, als 1953 mit der Projektierung und 1956 mit der Bauausführung begonnen wurde: Bei einer Geländefläche von 476.000 m² sind nur 90.000 m² Nutzfläche. Eine Hochschule im Grünen entstand, deren locker bebauter Campus Fakultäts- und

Lehrgebäude, die Zentralverwaltung, Mensen und Studentenwohnheime, Bibliotheken sowie das Hochschulsportzentrum beherbergt und daneben soziale und kulturelle Einrichtungen wie Arztpraxis, Kaufhalle, Ausstellungsräume, Tennisplätze integriert.¹⁶

Ähnlich wie in Ilmenau, wo seit den 50er Jahren mit wechselnder Intensität bis in die 80er Jahre gebaut worden war, entstand auch das Bildungszentrum in Cottbus über verschiedene Etappen, die drei Jahrzehnte umfassten. Die Hochschule für Elektrotechnik Ilmenau war die erste DDR-Baustelle, auf der die Großblockbauweise eingesetzt wurde, und das Bildungszentrum Cottbus mit der dortigen Hochschule für Bauwesen gehörte zu den ersten Hochschulanlagen, die in diversen Stahlbetonbauweisen errichtet wurden. In Cottbus ging die übliche Funktionsverdichtung einer Campusanlage auch noch über unmittelbar hochschulische Bezüge hinaus: Neben der Bau-, dann Ingenieurhochschule (1991 neugegründet, heute unter dem Namen Brandenburgische TU Cottbus firmierend) und den zugehörigen Einrichtungen wie Mensa, Bierkneipe, Wohnheimen und Sportanlagen residierten dort auch das Institut für Lehrerbildung, eine Kindergärtnerinnen- und eine Berufsschule, schließlich Kindergarten und Kinderkrippe sowie eine Poliklinik.

Derartige Bildungszentren galten im übrigen eine Zeitlang als moderne Funktionseinheiten, durch die sich Synergien erzeugen ließen. So war, um ein weiteres Beispiel zu nennen, ein ähnlicher Komplex Anfang der siebziger Jahre in Halle-Neustadt errichtet worden, wo eine Mischnutzung durch einen kleinen Bereich der halleischen Martin-Luther-Universität, Berufsschulen, eine Erweiterte Oberschule (Gymnasium), Lehrlingswohnheime und Sportanlagen realisiert wurde. Der Nachteil dieser meist nicht in zentraler städtischer Lage angesiedelten Bildungszentren bestand in der Separierung: Funktionen, die dort konzentriert waren, waren zugleich den Wohngebieten entzogen; eine organische Verklammerung der Lebensbereiche wurde aufgegeben.

2.5. *Studentenwohnheime*

Eine zentrale Rolle bei der Projektierung der Campusprojekte spielten Studentenwohnheime. An der Pädagogischen Hochschule Halle-Kröllwitz etwa wurden noch in den achtziger Jahren zusätzliche Wohnheime in Stahlbetonbauweise auf das Hochschulgelände gesetzt. In Ilmenau finden auch heute noch 80 Prozent der Studierenden auf dem Campus Quartier. Zwischen 1960 und 1980 waren in der DDR insgesamt 20 Wohnheimkomplexe gebaut worden, davon 80 Prozent in unmittel-

¹⁶ Der Verf. dankt Bernd Riese vom Dezernat Akademische und Rechtsangelegenheiten der TU Ilmenau für seine Auskünfte zur Bauentwicklung der Hochschule.

barer Nähe zur jeweiligen Hochschule (Krause et al. 1982, 85¹⁷). Doch auch darüber hinaus, d.h. an hochschulabgelegeneren Standorten hatten fortdauernd neue Wohnheime errichtet werden müssen, um die Unterbringung der Studierenden abzusichern. Darüber hinaus ist wichtig festzuhalten, dass die Unterbringung der Studierenden, wie übrigens auch die gastronomische Versorgung aller Hochschulangehörigen,¹⁸ in der DDR zu den Aufgaben der Hochschule zählte. Für eine Sozialgeschichte des Hochschulbaus (wie der Hochschulentwicklung) in der DDR ist mit den Wohnheimen jedenfalls ein zentrales Phänomen benannt, das aus der ehemaligen Bundesrepublik bspw. so nicht bekannt ist.

Studieren mit Wohnheimunterbringung war kennzeichnende Sozialerfahrung für die meisten Studentengenerationen der DDR. Seit den sechziger Jahren hatte das Leben im Wohnheim das traditionelle studentische Wohnen zur Untermiete sukzessive verdrängt. Auch der seit Beginn der achtziger Jahre zu verzeichnende Trend, in (zwar illegal, aber weithin unter städtischer Duldung bezogenen) sog. Abrisshäusern studentische Wohn- bzw. Hausgemeinschaften zu bilden, machte den Wohnheimen ihren Rang als unterdessen dominierende studentische Wohnform nicht streitig. Das Leben im Elternhaus schließlich – als vierte Wohnoption – war zunehmend dem Drang nach frühzeitiger Selbständigkeit gewichen, welche letztere wiederum durch schrittweise ausgeweitete Stipendienregelungen auch finanziell und durch die Wohnheime eben auch praktisch ermöglicht wurde.

Die Studentenwohnheime waren insoweit zu intensiv genutzten Angeboten geworden, in einem biographisch frühen Stadium elternunabhängig zu werden, ohne dass dies mit einer abrupten Adoleszenzverkürzung verbunden sein musste: denn das Aufgeben der familialen Alltagsbindung war unmittelbar verbunden mit dem Neugewinn eines Netzes studentischer Sozialbindungen, die den Studienalltag und, über das Wohnheim, das Freizeitleben integrierten. 1983 wohnten ca. 75 Prozent aller Hochschulstudenten- und -studentinnen in Wohnheimen (Richter 1983, 1).

Zu einer Idealisierung der Wohnheime freilich besteht kein Anlass. Zunächst ergab sich aus dem Umstand, dass in den siebziger Jahren die Studierendenzahlen in der DDR überproportional gestiegen waren, ein nie vollständig befriedigter Bedarf an Wohnheimplätzen. Ein wesentlicher Teil der Wohnheimplatznachfrage resultierte zudem daraus, dass durch Fächerkonzentrationen im Zuge der III. Hochschulreform 1968ff. zahlreiche Fächer nicht mehr in Elternwohntort-Nähe studier-

¹⁷ die Quelle bietet zugleich einen so kompakten wie instruktiven, zudem illustrierten Überblick über die „funktionelle und bauliche Entwicklung“ des Studentenwohnheimbaus in der DDR.

¹⁸ weshalb auch Mensabauten unmittelbarer Bestandteil des DDR-Hochschulbaus waren; vgl. dazu Zimmermann (1999).

bar waren, da sie nur noch an ein oder zwei Hochschulen landesweit angeboten wurden: Ein Teil der studentischen Mobilität mag auf diese Weise auch erzwungen gewesen sein, ohne im Einzelfall unbedingt individuellen Bedürfnissen zu entsprechen. Für die Wohnheime ergaben sich aus der kapazitätsüberschreitenden Nachfrage beträchtliche Einschränkungen des Wohnkomforts, die den ursprünglichen Projektierungsintentionen erheblich widersprachen; denn der gesetzliche Anspruch auf einen Wohnheimplatz erzwang eine Bewältigung der Unterbringungsquantitäten zulasten der Qualität.

Eine zeitgenössische Studie hatte die Entwicklung des DDR-Studentenwohnheimbaus in folgender Weise beschrieben:

„Die erste Generation ... war durch konsequente Geschlechtertrennung gekennzeichnet. Die Wohngeschosse bestehen hier aus meist gleichgroßen Wohn-Schlafräumen, denen im Geschoß zentrale Sanitärräume ..., Teeküche und Klubraum zugeordnet wurden.

Die zweite Generation wurde in Auswertung internationaler Erfahrungen der 60er Jahre ... entwickelt und in großem Umfang gebaut. Die Funktionsstruktur der Wohngeschosse, die sich aus Wohngruppen für jeweils 10 Wohnheimplätze aufbaut, ermöglichte eine Belegung der Studentenwohnheime nach pädagogischen Prinzipien (z.B. sektionsweise Belegung). Der ‚Zehnergruppe‘, die aus vier Wohn-Schlafräumen (zwei Zweibett- und zwei Dreibettzimmern) besteht, ist dezentral ein Sanitärbereich ... zugeordnet. In der Wohnsektion wurden Teeküche, Gemeinschaftsraum, Putz- und Abstellraum zentral vorgesehen. Diese Wohnheime sind flexibler nutzbar als die der ersten Generation. Sie genügen jedoch den gegenwärtigen und künftigen Anforderungen nicht mehr.

Eine dritte Generation von Wohnheimen wird erforderlich, um den veränderten Anforderungen... und der ... veränderten Altersstruktur der Studierenden gerecht zu werden. Durch die veränderte Altersstruktur der Studierenden, sowie durch sozialpolitische Maßnahmen zur Förderung junger Ehen bis zum 26. Lebensjahr und zur Stimulierung des Geburtenzuwachses, ergaben sich Veränderungen der sozialen Stellung der Studierenden, die Veränderungen der Wohnbedürfnisse zur Folge haben. Gegenwärtig sind ca. 50 Prozent mehr Studentenehepaare in Wohnheimen unterzubringen als 1975. Fast alle Studentenehepaare (98,5 Prozent) haben ein Kind ... Der Anteil der [alleinerziehenden, G./P.] Studentinnen mit einem Kind ist um etwa 60 Prozent angewachsen. [...] Der Trend beim Bau von Studentenwohnheimen ... geht im Wohn-Schlaf-Arbeitsbereich zum Apartmenttyp über. Mit kleineren komplettierten Einheiten können die unterschiedlichen Nutzeranforderungen erfüllt, differenzierte Wohnbedürfnisse befriedigt sowie Ordnung und Sicherheit im Wohnheim verbessert werden.

Die Funktionsstruktur der dritten Generation von Wohnheimen ... baut auf dem Gruppenapartment mit zwei bis drei Wohn-Schlafräumen auf, denen funktionell bedingte Nebenräume ... und eine Kleinstküche vorgelagert sind.“ (Richter 1983, 1)

Die derart beschriebenen ursprünglichen Ansprüche der Planer und Architekten mussten dann jedoch vielfach daran scheitern, dass die zur Verfügung stehenden Ressourcen den quantitativen Unterbringungsanforderungen permanent unterlegen waren. Infolgedessen waren die Wohnheime zu einem großen Teil chronisch überbelegt. Aus Zweibett- wurden Dreibett-Zimmer, in für drei Personen projektierten Räumen mussten dann vier Studierende ihre Herberge finden; ursprünglich für Klubzwecke ausgewiesene Zimmer wurden mit Betten und Schränken bestückt. Die Übernutzung der Funktionsräume – Küchen, Sanitärbereich – war in der Folge eine weitere problematische Konsequenz.

Zugleich aber mussten sich Architekten und Projektanten gegen uneinlösbare Ansprüche wehren. „Überspitzte Wunschvorstellungen“, so hieß es, seien die Ideen, aus dem Studentenwohnheim die „Hochschule in der Hochschule“ machen zu wollen“ oder aus dem Wohnheimplatz den wichtigsten Studienplatz:

„Mitunter wird die Rolle des Studentenwohnheimes als Faktor des Erziehungs- und Ausbildungsprozesses überschätzt, indem überzogene Anforderungen an bauliche Lösungen formuliert werden. Ohne die Bedeutung des Studentenwohnheimes in diesem Prozeß abmindern zu wollen, müssen wir doch wohl immer berücksichtigen, daß Qualität und Niveau der Erziehung und Ausbildung primär in den Bereichen für Erziehung, Lehre und Forschung – also in Hörsälen, Seminarräumen, Kabinetten, Praktika, Konstruktionsräumen, Bibliotheken u.a. wissenschaftlichen Arbeitsräumen für Lehre und Studium – bestimmt werden ... Das studentische Wohnen und damit die Sicherung weiterer spezifischer Bedürfnisse der Erziehung und des Selbststudiums in Studentenwohnheimen müssen sich in diesen ... Prozeß einordnen.“ (Queck 1982, 7)

Eine produktive Nachwirkung der durch das Leben im Wohnheim geprägten studentischen Alltagskultur hat sich indes über das Ende der DDR und über den Wechsel von der letzten DDR-Studentengeneration zu den ersten ‚gesamtdeutschen‘ Generationen hinweg erhalten: Es ist dies die Studentenklub-Kultur – ein Phänomen, das ohne die Wohnheime so flächendeckend, wie es auch heute noch weithin anzutreffen ist, kaum denkbar gewesen wäre. Sowohl die Bereitstellung extra ausgewiesener Räumlichkeiten in den Studentenwohnheimen wie die räumliche Konzentration der Studierenden dortselbst waren (und sind) die wesentlichen Voraussetzungen, um eine dezentrale Klublandschaft an den meisten ostdeutschen Hochschulstandorten entstehen und fortexistieren zu lassen.

Seit 1990 werden die großteils in Großplattenbauweise errichteten Studentenwohnheime in Ostdeutschland systematisch saniert und z.T. gestalterisch aufgewertet.¹⁹

¹⁹ vgl. zu den Ergebnissen Mutius/Nußberger (1994, 62f., 68-75, 134-141).

2.6. DDR-Hochschularchitektur: Botschaft durch Bekunstung

Das Ziel der Vermittlung von eindeutigen Botschaften durch anspruchsvolle Bauten blieb unerreicht, obgleich es als Zielstellung sozialistischen Bauens bis zum Schluss – trotz ökonomischer Zwänge zu pragmatischen Lösungen und Mangel an originellen Ideen zur Umsetzung dieses Anspruchs – nicht wirklich aufgegeben wurde. Doch eine Vermittlung sozialistischer Botschaften gelang auch beim Hochschulbau letztlich nicht auf der Ebene architektonischer Stilmittel. Denn selbst wenn die markanteste Unternehmung in dieser Hinsicht, die Bildzeichenarchitektur, als ein diesbezüglicher Versuch gewertet wird, so muss dann doch sogleich darauf verwiesen werden, dass diese nur bedingt ‚sozialismustypisch‘ war: Parallel zum Forschungshochhaus in Jena errichtete bspw. BMW in München als Hauptverwaltungssitz ein Hochhaus²⁰ nach dem Grundmodell eines Vierzylindermotors, zudem aluminiumverkleidet, also durch und durch ein ‚Bildzeichen‘.

So verwundert auch nicht, wenn Wiesemann (1999, 137) darauf aufmerksam macht, dass Henselmann bereits in Leipzig, stärker noch in Jena und besonders deutlich in dem nicht ausgeführten Neubrandenburg-Entwurf insofern recht unbekümmert bei seiner Motivsuche vorging, als ihm die gesellschaftspolitische Symbolik sozialistischen Inhalts wenig bedeutet habe. Wichtiger sei ihm vielmehr der lokale Bezug gewesen – neben anderen Motiven:

„Die Ortstypik seines gebauten Bildes mußte unmittelbar einleuchten, jeder neue Bau mußte sich von den zuvor entworfenen völlig unterscheiden, und – dem nicht uneitlen Architekten besonders wichtig – die gewählte Form mußte sich in einen möglichst brillanten eigenen Entwurf umsetzen lassen.“ (Ebd.)

Ein Ausweg, die Botschaft des gesellschaftlichen Fortschritts dennoch, trotz aller erfahrbaren Unzulänglichkeit der gebauten Versuche, zu transportieren, wurde benötigt. Dieser Ausweg fand sich schließlich darin, die Idee propagandistischer Indienstnahme der Hochschulbauten für die Verbreitung sozialistischer Ideen über eine Synthese von international üblicher moderner, rein funktionaler Architektur einerseits und bildender Kunst andererseits zu realisieren. Als ein gangbarer Weg dazu erschien die Signierung der Hochschulbauten als originär sozialistische Architektur durch eine ‚Beschriftung‘ mittels Kunstwerken, vor allem solcher der sozialistisch-realistischen Stilrichtung.

Architekturbezogene Kunst – über deren gesellschaftspolitische und künstlerische Zielstellungen wie ästhetisch-praktische Ausformung es seit Mitte der siebziger Jahre intensive theoretische Debatten gab – versuchte, das Scheitern des Konzeptes eines sozialistischen Architekturstils aufzufangen. „In dem Moment, wo Ge-

²⁰ nach Plänen Karl Schwanzers, 1970-72

wünschtes und Wirklichkeit unüberbrückbar auseinander zu klaffen begannen, also spätestens seit dem Ende der sechziger Jahre, warf sich architekturbezogene Kunst in die Bresche.“ (Guth 1995, 385)

Das konnte in Hochschulen bzw. an Hochschulbauten verschiedene Formen annehmen: das Hochschulgelände als Kunstpark und Galerie, illustrative Wandmalereien innen und außen, Ornamentik am Baukörper, der Wettbewerb für KunststudentInnen oder der Auftrag an einen etablierten Künstler.

Die Deutsche Hochschule für Körperkultur in Leipzig etwa baute eine eigene Kunstsammlung „Sport in der bildenden Kunst“ auf und bestückte aus diesem Bestand ihre weiträumigen Flure, Treppengänge und Freiflächen (vgl. Witt 1998). Wandbilder wurden an nahezu allen Hochschulen über die gesamten DDR-Jahrzehnte hin in Auftrag gegeben und unterlagen selbstredend auch den allgemeinen kunstpolitischen Konjunkturen – etwa wenn in den 50er Jahren zahlreiche Werke der frühen Wandbildbewegung dem Formalismus-Verdikt zum Opfer fielen: Die der Wandmalerei – im ursprünglichen Sinne des auf die verputzte Fläche aufgemalten Bildes – „eigenen stilistischen Vereinfachungen wurden zum Vorwand einer kunstpolitischen Kampagne genommen. Anhand der Wandmalereien führte die Partei der Öffentlichkeit und den Künstlern vor, daß in der bildenden Kunst formale Abstraktionen nicht geduldet wurden“ (Schönfeld 1999, 231).

Manche Kustodien der Hochschulen suchten zugleich, offiziöse Anforderungen zu relativieren, indem sie Aufträge für baugebundene Kunst an unangepasste Künstler vergaben.²¹ Die Jugendhochschule der FDJ in Bogensee wurde in den 80er Jahren im Rahmen eines Wettbewerbs für KunststudentInnen gestaltet. Dabei sei es den Studenten schwer gefallen, das Thema „Kommunistische Zukunft“ zu bearbeiten, berichtet der Projektbeauftragte der FDJ, und in der Tat war zu dieser Zeit bereits kaum noch ein Kunststudent zu etwas zu zwingen: „Das, was sie in verschiedenen Bildern thematisierten, hätte – wäre es von einem Lehrer oder gar von einem Schüler ausgesprochen worden – an der Jugendhochschule sofort zu einem politischen Erdbeben geführt.“ (Schütrumpf 1999, 227)²²

Aber auch bei solchen Bekunstungsaktionen ging es nicht immer allein um die politische Aussage, die Intentionen bedienen oder sie unterlaufen sollte. Eitelkeiten und Netzwerke zeitigten gleichfalls ihre Wirkungen. So berichtet Ulf Zimmermann, Architekt und Projektleiter mehrerer Hochschulmensa-Bauten, über seine Erfahrungen bei der innenräumlichen Gestaltung:

²¹ Vgl. Fischer/Schieferdecker (1998) und Ebersbach/Behrends (1998).

²² Vgl. auch den Katalog: Zentralrat der FDJ (1986).

„Leipzig [die DHfK-Mensa in der Friedrich-Ludwig-Jahn-Allee, p.p.] ist für mich ein Beispiel mit sehr schlechten Erfahrungen. Bei diesem Vorhaben wurden wir eigentlich das einzige Mal regelrecht ausgebootet. An der DHfK gab es einen ‚Kunstwart‘, wohl auf dem Gebiet Kunstgeschichte tätig, der zu keiner kooperativen Zusammenarbeit bereit war. Wir haben zwar einiges durchsetzen können, z.B. die Glasgestaltung im Erfrischungsraum mit den hinterleuchteten Glaselementen von Rudi Sitte oder im Kaminraum ein Bild von Günter Richter. Aber im Nachhinein sind die Räume regelrecht mit Kunst überfrachtet worden. Das alles geht auf diese eine Person zurück, die uns nie mehr eingebunden hat.

In Halle [die Universitätsmensa Am Weinberg, p.p.] hatten wir Schwierigkeiten, weil sich dort der Verband Bildender Künstler sehr stark machte und seine eigenen Leute unterbringen wollte. Am Ergebnis sah man, daß einige, die aufgrund ihrer gesellschaftlichen Funktion beteiligt waren, zwar die größte Fläche in Anspruch genommen haben, aber damit nicht zurechtgekommen sind.“ (Zimmermann 1999, 102)

Anders bei dem Relief „Karl Marx und das revolutionäre weltverändernde Wesen seiner Lehre“ von Klaus Schwabe, Frank Ruddigkeit und Rolf Kuhrt über dem Portal (vgl. Adam 1999), Werner Tübkes Monumentalgemälde zum Thema „Arbeiterklasse und Intelligenz“ im Hauptgebäude (vgl. Beaucamp 1985) oder Hartwig Ebersbachs Installation „Antiimperialistische Solidarität“ im Hörsaalgebäude (vgl. Ebersbach/Behrends 1999) der Leipziger Universität: Sie können hier stellvertretend genannt werden für zahlreiche allemal gelungenen Versuche, die zugeschriebene sozialistische Identität eines Hochschulbauwerkes auf eine sinnlich auch wahrnehmbare Ebene zu heben. Dass es dabei, wie bei Tübke und Ebersbach eindrücklich zu entdecken, jede Menge semisubversiven Unterlaufens des im Werktitel formulierten politischen Auftrags gab – dies freilich konnte sich nur dem erschließen, der die Sinnschichten der Werke zunächst zu unterscheiden und sie alsdann zu decodieren vermochte.

Insgesamt sind die „Wände der Verheißung“ (Guth) ihrer Aufgabe, Bauwerke als solche eines sich sozialistisch definierenden Gemeinwesens auszuweisen, durchaus gerecht geworden. Dass diese Intention der politischen und künstlerischen Elite auch verstanden wurde, davon legten nicht zuletzt die Versuche der Bilderstürmerei, die Forderungen nach Depotverbannung der alten DDR-Symbole an Hochschulbauten nach dem Zusammenbruch der DDR Zeugnis ab.²³

²³ Vgl. dazu Adam (1994, 98-100), Pasternack (1999), Schieck (1999).

3. Erbe-Entsorgung, -verwaltung oder -aneignung?

Bei der Betrachtung der Ergebnisse des DDR-Hochschulbaus wird jede Bewertung der gefundenen Lösungen mindestens berücksichtigen müssen,

- dass es sich vielfach um Kompromisse zwischen Ansprüchen der Architekten und Künstler einerseits und der Auftraggeber andererseits handelte, Kompromisse, die zudem oftmals in politisch aufgeladenen Auseinandersetzungen entstanden;²⁴
- dass manches Gestaltungselement seinerzeit international als modern und sozialverträglich galt – etwa fensterlose Räume oder nackter Beton;
- dass den architektonischen Inszenierungsabsichten schon dadurch deutliche Grenzen gesetzt waren, dass der Hochschulbau auch in anderen Bereichen bestehende Defizite zu berücksichtigen und z.T. auszugleichen hatte, bspw. und insbesondere im Gesundheitswesen, woraus sich die zentrale Stellung des medizinischen Hochschulbaus in der DDR begründete;²⁵
- dass der Hochschulbau fortwährend damit zu kämpfen hatte, dass das Hochschulwesen als sog. „nichtproduzierender Sektor“ galt (während Industrie und Landwirtschaft die „produzierenden Sektoren“ waren); daraus ergaben sich immer wieder Schwierigkeiten, ausreichende Ressourcenzuweisungen für die eigenen Vorhaben gegenüber denen der güterproduzierenden Wirtschaft als vorrangig durchzusetzen;
- schließlich wird zu berücksichtigen sein, dass der Entwurf immer das eine war, die Aufnahme des jeweiligen Projekts in die Bilanzierung und die Bauausführung unter DDR-Bedingungen das andere:

“Auf allen Ebenen der Bilanzierung fand ein rigoroses und listenreiches Gerangel um Bauanteile in der Bilanz statt. Keine Bilanz war stabil. Dringende Erfordernisse der Volkswirtschaft, elementare Notwendigkeiten des realen täglichen Lebens, subjektive oft ehrgeizige Pläne einflußreicher Partei-, Staats- und Wirtschaftsfunktionäre auf allen Ebenen sowie nicht ausreichende Materialressourcen führten immer wieder zu Bilanzveränderungen”. (Krehl 1990, 9)

Manches Problem, mit dem sich die heutigen Nutzer der überkommenen DDR-Hochschulbauten heranzuplagen haben,²⁶ wurzelt bereits in diesen Rahmenbedingungen des Bauens in der DDR.

²⁴ Ein eindruckliches Beispiel findet sich bei Ebert (1999) anhand der Kunsthochschule Berlin-Weißensee geschildert.

²⁵ Vgl. dazu Korneli/Gläser (1999), Korneli/Dellas (1999) und Hicke (1999).

²⁶ dazu exemplarisch Hammerschmidt (1999) über die Gebäude der Hochschule für Verkehrswesen in Dresden und ihre Weiternutzung durch die heutige Hochschule für Technik und Wirtschaft.

1988, also noch in der DDR, hatte der Leipziger Architekturhistoriker Thomas Topfstedt folgende Sätze veröffentlicht:

„Die ideologische Bedingtheit des in den 1960er Jahren noch beträchtlich gestörten Verhältnisses gegenüber dem städtebaulichen und architektonischen Erbe erweist sich insbesondere in der konfrontativen Absicht, durch den Bau neuer, gleichsam als ‚Siegesmale‘ der sozialistischen Gesellschaft verstandener Höhendominanten und Platzensembles die Denkmäler vergangener Geschichtsepochen zu entwerten oder gar zu beseitigen ... Dieser Einstellung fielen u.a. die Leipziger Universitätskirche ... und in Potsdam das Stadtschloß ... sowie die dortige Garnisonskirche ... zum Opfer, weil man in ihnen nicht das zu erhalten bereit war, was sie waren, nämlich Baudenkmale hohen Ranges, sondern sie als deplaciert im neuen Ensemble einer sozialistischen Architektur empfand.“ (Topfstedt 1988, 58)

Zwei Jahre später schienen erneut „ideologische Bedingtheiten“ die architektonischen Debatten zu dominieren. In einer Hinsicht mag dies verständlich sein: „Die Diskussion in Jena, die Ende der 60er Jahre/Anfang der 70er Jahre über die Turmerrichtung und den damit einhergehenden Verlust großer Teile der Innenstadt nicht möglich war, wurde gewissermaßen mit zwanzig Jahren Verspätung nachgeholt“, heißt es über die zeitweise dramatische Debatte über den Turm in Jena (den die Universität bereits 1992 ohne Wehmut aufgegeben hatte). (Schieck 1999, 142)

In Leipzig war mit dem Universitätshochhaus zugleich die Frage nach der innerstädtischen Präsenz der Universität verbunden. Das aber ging der Universität erst spät auf. Die 1997er Perspektive des Leipziger Rektoratskollegiums fand sich referiert, als der Gesamtvorgang im Universitätsjournal dann folgenderweise zusammengefasst wurde:

„Bei Nutzern des Hochhauses gab es seit Inbetriebnahme im Jahre 1973 viele Klagen über die Arbeitsbedingungen. Dies führte zusammen mit den sehr hoch veranschlagten Sanierungskosten 1993/94 zur Entscheidung, daß Hochhaus zugunsten eines Neubaus aufzugeben. Erst das Scheitern des Verkaufs 1995 verstärkte die Diskussionen in der Universität zugunsten eines Erhalts. Dabei wurden die inzwischen teilweise verbesserten Arbeitsbedingungen, die Nähe zu den Hörsälen, die wesentlich geringer zu veranschlagenden Sanierungskosten, aber auch der Symbolcharakter des Hochhauses als Wahrzeichen der Universität und Leipzigs als Universitätsstadt hervorgehoben. Zugleich wurde durch die negative Haltung des S[ächsischen]M[inisteriums für]F[inanzen] zum Grundstücksvermögen der Universität und den Verkauf des Mehring-Hauses die Entscheidung zum Hochhaus als Grundsatzfrage für den Immobilienbesitz der Universität und möglicherweise für den Standort Innenstadt insgesamt angesehen.“ (Hochhaus und kein Ende 1997, 10)

Als das Rektoratskollegium zu diesen Einsichten gelangt war, war es jedoch bereits zu spät.²⁷ Die Universität musste den Turm 1998 räumen. Inhaltlich und atmosphä-

²⁷ ausführlich dazu Pasternack (1999).

risch war die Leipziger Diskussion aber nicht allein von ursprünglich dominierenden Abneigungen gegen das unkommunikative Hochhaus geprägt. Wesentliche Bedeutung entfaltete vielmehr, dass der Uni-Turm nur der weithin sichtbarste Teil eines insgesamt ungeliebten Minicampus in der Leipziger City ist – der es in der Tat sowohl ästhetisch wie funktional schwer macht, ihn zu mögen. Dieser Minicampus wiederum wurde und wird nicht allein wegen seines wenig anheimelnden Charakters emotional abgelehnt, sondern vor allem deshalb, weil, um ihn zu errichten, zuvor das alte Leipziger Universitätshauptgebäude und die spätgotische Universitätskirche gesprengt worden waren. Kein anderes hochschulbezogenes Bauwerk in Ostdeutschland bewegt seit 1989 die Gemüter stärker als die 1968 abgerissene Paulinerkirche, deren Wiederaufbau sich auch die meisten derjenigen wünschen würden, die ihn aus pragmatischen Gründen für unrealisierbar halten (vgl. Löffler 1999).

Verschärfend trat hinzu, dass genau an der Stelle des früheren Universitätskirchen-Standortes seit 1974 das großdimensionale Relief „Karl Marx und das revolutionäre weltverändernde Wesen seiner Lehre“ steht. Waren es anfangs, in der ersten Hälfte der neunziger Jahre, nicht zuletzt finanzielle Gründe, die spontane Entsorgungen – etwa dieses Reliefs – verhinderten, so ist unterdessen aber auch wieder mehr Gelassenheit eingetreten. Die Symbole des vergangenen Systems werden als zeitgeschichtliche Zeugnisse und in ihrem künstlerischen Eigenwert, der politische Ordnungen ggf. zu überdauern vermag, wahrnehmbar: So ist zum 30. Jahrestag der Sprengung 1998 eine Stahlinstallation errichtet worden, die an die Universitätskirche erinnert, indem sie in stilisierter Weise den Umriss und die Rosette der Kirche nachbildet.²⁸ Frappierend daran wirkt, dass die Installation zugleich das 1974 aufgestellte Karl-Marx-Relief als zentrierendes Gestaltungselement aufnimmt, indem sie es rahmt.

Hier nun zeigt sich exemplarisch: Die Baubeschriftungen, die in der DDR unter der Hand des Künstlers oftmals zu mehrschichtigen Kommentaren erweitert worden waren, lassen sich jetzt auch ihrerseits artefaktisch kommentieren. Ob sich die Botschaften mit dem ursprünglich auftragserteilenden System erledigt haben, kann derart geprüft werden. Das scheint zumindest eine produktivere Verarbeitung der DDR-Erfahrungen zu sein als die stillschweigende Entsorgung, die niemand bemerkt, oder die Entsorgung mit großer öffentlicher Geste, die für den Augenblick wirkt, und nur für diesen.

²⁸ von Axel Guhlmann; vgl. Schrödl et al. (1998).

Literatur

- Adam, Hubertus (1994): "Unsere Gesellschaft bedarf der monumentalen Darstellung ihrer großen revolutionären Inhalte". Eine Idee und ihr Scheitern. Anmerkungen zum Leipziger Universitätsrelief, in: Thomas Topfstedt/Pit Lehmann (Hg.), *Der Leipziger Augustusplatz*, Leipzig, S. 87-104.
- Adam, Hubertus (1999): Zeichen der Universität oder platzbeherrschendes Monument? Zur Planungs- und Entstehungsgeschichte des Leipziger Universitätsreliefs, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 187-201.
- Barth, Holger (Hg.) (1998): *Projekt Sozialistische Stadt. Beiträge zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR*, Berlin.
- Beaucamp, Eduard (1985): *Werner Tübke – Arbeiterklasse und Intelligenz. Eine zeitgenössische Erprobung der Geschichte*, Frankfurt a.M.
- Deutsche Bauakademie (Hg.) (1968): *Neue Anforderungen an Städtebau und Architektur*. 22. Plenartagung der Deutschen Bauakademie, 16.-17. Oktober 1968, Berlin (DDR).
- Diers, Michael/Stefan Grohé/Cornelia Meurer (Hg.) (1999): *Der Turm zu Jena. Architektur und Zeichen*, Jena.
- Durth, Werner/Jörn Düwel/Niels Gutschow (1998): *Architektur und Städtebau der DDR. Band 2: Aufbau. Städte, Themen, Dokumente*, Frankfurt a.M./New York.
- Düwel, Jörn (1995): *Baukunst voran! Architektur und Stadtplanung in der SBZ/DDR*, Berlin.
- Düwel, Jörn (1995a): *Der Erstling: Zur Baugeschichte der Weberwiese in Berlin*, in: ders., *Baukunst voran! Architektur und Stadtplanung in der SBZ/DDR*, Berlin, S. 135-151.
- Ebersbach, Hartwig/Rainer Behrends (Iv.) (1999): "Die Fledermaus" oder "Antiimperialistische Solidarität" aus der Perspektive des Blochschen Prinzip Hoffnung, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 202-218.
- Ebert, Hiltrud (1999): *Der Erweiterungsbau der Kunsthochschule Berlin-Weißensee*, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 104-114.
- Engel, Helmut/Wolfgang Ribbe (Hg.) (1996): *Karl-Marx-Allee. Magistrale in Berlin*, Berlin.
- Fischer, Karin/Jürgen Schieferdecker (1998): *Die Kustodie der Technischen Universität Dresden. Mehr als nur eine Einrichtung zur Verwaltung von Musealien*, in: *hochschule ost* 1/1998, S. 174-183.
- Flierl, Bruno (1968): *Hermann Henselmann – Architekt und Architektur in der DDR*, in: H. Henselmann: *Gedanken, Idee, Bauten, Projekte*; Berlin.
- Flierl, Bruno (1998): *Gebaute DDR. Über Stadtplaner, Architekten und die Macht. Kritische Reflexionen 1990-1997*, Berlin.
- Gibas, Monika/Peer Pasternack (Hg.) (1999): *Sozialistisch behaust & bekunstet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR*, Leipzig.
- Guth, Peter (1995): *Wände der Verheißung. Zur Geschichte der architekturbezogenen Kunst in der DDR*, Leipzig.
- Häder, Ulf (1999): „Ich habe Türme gebaut“. Hermann Henselmann als Architekt des Forschungshochhauses, in: M. Diers/St. Grohé/C. Meurer (Hg.), *Der Turm zu Jena*, Jena, S. 43-56.
- Hain, Simone (1996): *Archäologie und Aneignung. Ideen, Pläne und Stadtfigurationen. Aufsätze zur Ostberliner Stadtentwicklung nach 1945*, hrsg. vom Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung IRS, Erkner b. Berlin.
- Hain, Simone (1997): *Das Jacob-Filter-Syndrom. Bemerkungen zu einer Sozialgeschichte des Studierens in der DDR*, unveröff. Ms.
- Hain, Simone/Stephan Stroux (1996): *Die Salons der Sozialisten. Kulturhäuser in der DDR. Mit einem Foto-Essay von Michael Schroedter*, Berlin.
- Hammerschmidt, Valentin (1999): *Die Gebäude der Hochschule für Verkehrswesen in Dresden und ihre Weiternutzung durch die Hochschule für Technik und Wirtschaft*, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 115-128.

- Hans-Joachim Hicke (Iv.) (1999): Hochschulbau in der DDR. Administration und Entscheidungswege, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 53-71.
- Hartung, Ulrich (1996): Arbeiter- und Bauerntempel. DDR-Kulturhäuser der fünfziger Jahre – ein architekturhistorisches Kompendium, Berlin.
- Hartung, Ulrich (1999): Hochschulbauten der DDR in den fünfziger Jahren, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 26-52.
- Henselmann, Hermann (1968): Gedanken, Idee, Bauten, Projekte; Berlin.
- Hochhaus und kein Ende, in: *Universität Leipzig 2/1997*, S. 8.
- Hoscislawski, Thomas (1991): Bauen zwischen Macht und Ohnmacht. Architektur und Städtebau in der DDR, Berlin.
- Huber, Ludwig (1983): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Bd. 10: Ausbildung und Sozialisation in der Hochschule, Stuttgart.
- Institut für Hoch- und Fachschulbau an der TU Dresden (Hg.) (1982): Internationales Seminar „Studentenwohnheime – soziale Anforderungen und bauliche Lösungen“ am 31.3.1981 an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Referate (=Schriftenreihe Hoch- und Fachschulbau Bd. 22), Dresden.
- IRS (1997) = Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung IRS (Hg.), *Im Dickicht der Archive. Forschungs- und Sammlungsarbeit zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR*, Erkner b. Berlin.
- Köhler, Tilo (1993): Die Stalinallee, Berlin.
- Korneli, Peter/Geerd Dellas (1999): Neubau und Rekonstruktion der Berliner Charité, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 144-153.
- Korneli, Peter/Dietrich Gläser (1999): Medizinischer Hochschulbau in der DDR, , in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 85-95.
- Krause, Eberhard/Heinz Berndt/Friedrich Richter (1982): Studentenwohnheime in der DDR. Ihre funktionelle und bauliche Entwicklung, in: Institut für Hoch- und Fachschulbau an der TU Dresden (Hg.), Internationales Seminar „Studentenwohnheime – soziale Anforderungen und bauliche Lösungen“, Dresden, S. 81-100.
- Krehl, H.-J. und Autorengemeinschaft (1990): Wohnbausubstanz und Wohnbaubedarf in der DDR. Zustand, Erfahrungs- und Erneuerungserfordernisse städtischer Bausubstanz, vor allem der Wohngebäude in der DDR, Bremerhaven.
- Kuhirt, Ullrich (1983) (Hg.): *Kunst der DDR 1960 – 1980*, Leipzig.
- Leinauer, Irma (1996): *Das Außenministerium der DDR. Geschichte eines politischen Bauwerkes*, Berlin.
- Lexikon der Kunst, Architektur, bildenden Kunst, Angewandten Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie, 7 Bde., Leipzig 1987 bis 1994.
- Lienert, Matthias/Achim Mehlhorn (Hg.) (1997): *Geschichte der Technischen Universität Dresden in Dokumenten, Bildern und Erinnerungen*, Bd. 3: *Zur Wissenschaft in Dresden nach 1945*, Dresden o.J. (1997).
- Löffler, Katrin (1999): Der Entscheidungsprozeß für die Sprengung der historischen Universitätsgebäude in Leipzig, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunstet*, Leipzig, S. 154-167.
- Mutius, Albert von/Jörg Nußberger (Hg.) (1994): *Bauen für Studenten. Wohnanlagen in Deutschland seit 1990*, Basel/Berlin/Boston.
- Nachforschungen über ein Herrschaftssymbol. Kunsthistorische Annäherung an den “Turm von Jena”, in: *Uni-Journal Jena 1/1999*, S. 14f.
- Nicolaus, Herbert/Alexander Obeth (1997): *Die Stalinallee. Geschichte einer deutschen Straße*, Berlin.
- Nicolaus, Herbert/Simone Hain/Karl D. Keim (1997): *Reise nach Moskau. Quellenedition zur neueren Planungsgeschichte*, Berlin.

- Nowak, Claudia/Matthias Lienert (1997): Abriß der baulichen Entwicklung der TH/TU Dresden, in: M. Lienert/A. Mehlhorn (Hg.), Geschichte der Technischen Universität Dresden in Dokumenten, Bildern und Erinnerungen, Bd. 3, Dresden o.J. (1997), S. 29-41.
- Palutzki, Joachim (2000): Architektur in der DDR, Berlin.
- Pasternack, Peer (1999): Intransparenz & Konfliktkarriere. Wie der Universität Leipzig nach dem Ende der DDR ihr Hochhaus abhanden kam, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaust & bekunestet, Leipzig, S. 177-186.
- Peters, Paulhans (1997): Eine Zukunft für die Karl-Marx-Allee, Hamburg.
- Queck, Werner (1982): Ausgewählte Probleme des studentischen Wohnens, der Wohnbedürfnisse und Wohnbedingungen der Studenten in der DDR, in: Institut für Hoch- und Fachschulbau an der TU Dresden (Hg.), Internationales Seminar „Studentenwohnheime – soziale Anforderungen und bauliche Lösungen“, Dresden, S. 2-9.
- Rath, Wolfgang (1983): Hochschulbau und Hochschularchitektur, in: Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Bd. 10: Ausbildung und Sozialisation in der Hochschule, Stuttgart, S. 281-290.
- Richter, Friedrich (1983): Wohnheime an Hoch- und Fachschulen. Grundlagen für die Investitionsvorbereitung und Projektierung (=Schriftenreihe Hoch- und Fachschulbau Bd. 25), Dresden.
- Rothe, Rudolf (1985): Ergebnisse, Erfahrungen und Aufgaben der Hochschul-Bauplanung in der DDR. Ein Beitrag zur Qualifizierung der funktionellen und baulich-räumlichen Entwicklung von Hochschulkomplexen. Dissertation B, TU Dresden, unveröff.
- Rothe, Rudolf/Rainer Schmidt (1990): Baubestand der Hochschulen in der DDR. Statistischer Überblick, Hannover.
- Ruben, Thomas/Bernd Wagner (Hg.) (1994): Kulturhäuser in Brandenburg. Eine Bestandsaufnahme, Potsdam.
- Rücker, Manfred (1999): Das Institut für Hoch- und Fachschulbau. Entwicklung, Aufgaben, Leistungen und Abwicklung, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaust & bekunestet, Leipzig, S. 72-84.
- Sänger, Johanna (2000): Der Turm von Jena. Ergebnisse eines Forschungsprojekts, in: *hochschule ost* 1-2/2000, S. 179-194.
- Schäche, Wolfgang (Hg.) (1995): Hermann Henselmann. „Ich habe Vorschläge gemacht“, Berlin.
- Schätzke, Andreas (1991): Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945-1955, Braunschweig/Wiesbaden.
- Schieck, Tilo (1999): Erhalt oder Abriß – Die Turm-Debatte der Gegenwart, in: M. Diers/St. Grohé/C. Meurer (Hg.), Der Turm zu Jena, Jena, S. 139-146.
- Schönfeld, Martin (1999): Erziehungsbilder. Wandmalereien an Hochschulen der DDR diesseits und jenseits der Staatsbürgerkunde, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaust & bekunestet, Leipzig, S. 229-239.
- Schrödl, Jutta/Unger, Wolfgang/Werner, Peter (Hg.) (1998): Installation Paulinerkirche 1998. Mit grafischen Blättern von Axel Guhlmann und Dokumentationsfotos der Installation, Leipzig.
- Schütrumpf, Jörn (1999): Zweierlei Maß. Kunst am Bogensee, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaust & bekunestet, Leipzig, S. 219-228.
- Schwanitz, Dietrich (1998): Der Zirkel. Roman, Frankfurt a.M.
- Sommer, Theo (1986): Am Staate mäkeln, doch ihn ertragen, in: *Die Zeit* 26/20.6.1986, S. 9-13.
- Topfstedt, Thomas (1988): Städtebau in der DDR 1955-1971, Leipzig.
- Topfstedt, Thomas (1993): Oper Leipzig. Das Gebäude, Leipzig 1993.

- Topfstedt, Thomas (1999): Vom "Weisheitszahn" zum Werbesymbol. Der Leipziger Universitätsturm im Wandel seiner Bewertung, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaust & bekunestet, Leipzig, S. 168-176.
- Topfstedt, Thomas/Pit Lehmann (Hg.) (1994): Der Leipziger Augustusplatz. Funktionen und Gestaltwandel eines Großstadtplatzes, Leipzig.
- TU Dresden, der Rektor (Hg.) (1988): TU-Projekt. Entwürfe Projekte Objekte, Dresden.
- Wiesemann, Gabriele (1999): Die Hochschule für Landwirtschaft in Neubrandenburg. Eine neoexpressionistische Architekturphantasie von Hermann Henselmann, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaust & bekunestet, Leipzig, S. 129-143.
- Witt, Günter (1998): Sportstudenten, Kunst und Ästhetik. *ex post facto* betrachtet, in: *hochschule ost* 1/1998, S. 156-164.
- Zentralrat der FDJ (Hg.) (1986): Junge Kunst im Auftrag. Jugendobjekt "Bildkünstlerische Ausgestaltung der Jugendhochschule 'Wilhelm Pieck'" (Katalog), Potsdam.
- Zimmermann, Ulf (1988): Mensabauten, in: TU Dresden, der Rektor (Hg.), TU-Projekt. Entwürfe Projekte Objekte, Dresden, o.S.
- Zimmermann, Ulf (Iv.) (1999): Mensabauten, in: M. Gibas/P. Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaust & bekunestet, Leipzig, S. 96-103.